



Holbeins Porträt der Hofdame Mary Shelton

Foto Royal Collection Trust

Die selbstbewusste Energie, die sowohl Künstler als auch Modell verströmt haben dürften, sieht man Derich Borns 1533 von Hans Holbein dem Jüngeren gemalten Porträt an. Der Kölner Munitionshändler war mit 23 Jahren der Jüngste unter den hansischen Kaufleuten des Londoner Stahlhofes, jenes geschlossenen Areals am nördlichen Themseufer, auf dem die deutsche Handelsgemeinschaft lebte und arbeitete. Borns Bildnis, eines von mindestens sieben, die Holbein von Vertretern des Stahlhofes malte, ist das letzte Werk in der prachtvoll intensiven Schau „Holbein am Tudor-Hof“ der Londoner Queen’s Gallery (die nach dieser Ausstellung wegen des letztjährigen Thronwechsels in King’s Gallery umbenannt wird).

Wie Tizians „Mann mit blauem Ärmel“ ein Vierteljahrhundert zuvor lässt Born den Arm in dunkelhafter Pose auf der Brüstung ruhen, sodass der fast in den Betrachterraum hineinragt. Die in einer Linie mit dem Kinn stehende Spitze des Ellenbogens lenkt den Blick auf das Gesicht, dessen Konturen Holbein mehrfach überarbeitet. Mit dem Fellkragen über schwarzem Seidenwams, dem bestickten Kragen und dem Ring am Zeigefinger will der kostbar gekleidete junge Mann offensichtlich kundtun, wie weit er es schon gebracht hat. Und die in die steinerne Brüstung eingemeißelte Inschrift zeigt, dass Holbein seinem Auftraggeber in Sachen Selbstbeweihräucherung nicht nachstand: „Wenn du die Stimme hinzufügen würdest, wäre dies Derich höchstselbst, sodass du zweifelst, ob der Maler oder der Schöpfer ihn geschaffen habe.“ So preist sich Holbein als Erbe des als vollkommenster Künstler der Antike gefeierten Apelles.

Wie man Russlands Expansionszyklen widersteht

Ukrainische Kriegsliryk und ein neuer Blick auf das berüchtigte Brodsky-Gedicht beim Odessa-Literaturfestival / Von Kerstin Holm, Bukarest

Das Internationale Literaturfestival Odessa, das, gegründet nach dem Maidan und Russlands Annexion von Krim und Donbass, die ukrainische Wortkunst mit westlichen Autoren vernetzen will, widmet sich seit Russlands Großinvasion dieser Mission in Nachbarländern am Schwarzen Meer. Zum zweiten Jahrestag des Beginns des Großfeldzugs luden die Festivalleiter Ulrich Schreiber und Hans Ruprecht in die Hauptstadt Rumäniens, wo viele ukrainische Flüchtlinge leben und das für ukrainische Agrarexporte ein wichtiges Transitland geworden ist. Hier trafen sich, unterstützt von der Jan-Michalski-Stiftung und dem Netzwerk Europäischer Kulturinstitute EUNIC, Autoren aus der Ukraine, der Schweiz, Großbritannien, den USA, Armenien und der EU.

Der Schriftsteller und Menschenrechtler Radu Vancu, der in seiner Eröffnungsrede Russlands Präsidenten Putin gemeinsam mit Stalin und Hitler als die militaristisch-barbarische Seite der Menschheit dem demokratisch-humanen Entwicklungsweg der Ukraine gegenüberstellte, bekundete vollstes Verständnis für Ukrainer, die in der russischen Literatur nichts als einen Putin-Komplizen sähen. Gleichwohl gebe es geistige Europäer unter den Russen – Vancu nannte neben Iwan Turgenjew und Anton Tschchow die Exilautoren Michail Schischkin und Ljudmila Ulizkaja –, die dem Kontinent viel zu geben hätten.

Im Veranstaltungspavillon des Bukarester Goethe-Instituts zelebrierte die Schweizer Virtuosoin des musikalischen Sprachmix, Ariane von Graffenried, ihre epischen Gedichte über starke, bitter-tragische Frauenfiguren wie die als Calamity

Jane bekannte Wildwestheldin, die Tabak kaute, schoss, fluchte, als Alkoholikerin endete und zum Filmmythos wurde. Die Sprachabenteurerin Graffenried klöppelt ihre kunstvollen Texte aus deutschen, englischen, französischen aber auch Berner Dialektvokabeln. Doch auch die mit 93 Jahren immer noch selbstironisch kokette Legende der rumänischen Poesie, Nora Iuga, reziitierte berückend bildstarke Verse vom „Mädchen mit den tausend Falten“.

Ihr Kollege Nichita Danilov, dessen Lyrik den Tod der Metaphysik beschwört, deklamierte seine Verse an den Vater der Welt und des Nichts oder die ergebnislose Selbstsuche im eigenen Inneren mit priesterlicher Emphase. Dass Danilov von russischen Altgläubigen abstammt, die vor behördlicher Verfolgung ins heutige Moldau geflohen waren, scheint nachzuwirken. Angesichts des Ukrainekrieges erklärte Danilov, der russische Staat expandiere in Zyklen. In der Schweizer Edition „pudelundpinscher“ erschien unlängst eine Auswahl seiner Gedichte auf Deutsch. Zu Rumäniens Weg nach Europa gehört auch die unter kommunistischer Herrschaft tabuisierte Aufarbeitung antisemitischer Exzesse und die Wiederentdeckung jüdisch-avantgardistischer Texte. Daher wurde Radu Judes Film „Vernarbte Herzen“ über Leben und Werk des knochentuberkulosekranken Max Blecher (1909 bis 1938), der mit illusionsloser Prägnanz und Komik die tragische „horizontale Daseinsform“ unheilbarer Patienten schildert, gezeigt und diskutiert.

Von den angereisten und per Video zugeschalteten Ukrainern erklärten etliche, infolge des großen Krieges hätten sie Prosaprojekte verschoben und sich auf Lyrik

verlegt, weil man die akute Kriegserfahrung nur in Versform verarbeiten könne. Doch einige Dichter, die über den Krieg schrieben, wurden von Russen getötet, so schon im Frühjahr 2022 der Kinderbuchautor Wolodymyr Wakulenko, im vorigen Juli dann die Autorin Viktoria Amelina. Von ihr erklangen Kriegsgedichte über Frauen, die ihre Männer und Söhne überlebt haben und die über ihr furchtbares Wissen ständig reden müssen, in einer von Traumata zertrümmerten Sprache. Der an der Front kämpfende Lyriker Maxym Krywzow postete zu Beginn dieses Jahres auf Facebook noch ein ahnungsvolles Gedicht darüber, wie sein zerrissener Körper im Frühling als Veilchen erblühen würde. Zwei Tage darauf wurde er von einem Geschoss getötet, mit nur 33 Jahren.

Der ukrainische Autor Vasylyl Makhno, der seit 2000 in New York lebt, liest sein geschichtsphilosophisches Gedicht „Krieg“, das Russlands jetzigen Großangriff mit dem Ansturm der Bolschewiken nach der kurzen ukrainischen Unabhängigkeit 1918 vergleicht. Wieder werde die Ukraine von russischer Literatur eingekesselt und von dunklen Völkerschaften aus der Tiefe des Landes angegriffen. Auch Makhno sieht den russischen Staat in Zyklen expandieren. Anlässlich des russischen Großangriffs auf sein Herkunftsland schrieb er einen Aufsatz über die Eroberung der Kiewer Rus durch die Mongolen 1240. Das Mongolenreich war strikt zentralistisch-militärisch organisiert, es wuchs durch Angriffskriege, heißt es darin. Ihre Grausamkeit und Hartnäckigkeit waren legendär, Soldaten, die sich ohne Befehl vom Schlachtfeld entfernten, wurden mit dem Tod bestraft. Russland sei Er-

be und Adept des Mongolenreiches, weiß Makhno, den jetzigen Krieg betrachte er als Neuauflage des Mongolensturms, erklärt er der F.A.Z.

Zugleich verteidigt der amerikanische Ukrainer den exilierten russisch-jüdischen Dichter Joseph Brodsky gegen den Vorwurf, sein seit dem Kriegsausbruch oft zitiertes Gedicht „Auf die Unabhängigkeit der Ukraine“ bringe seine imperiale Arroganz zum Ausdruck. Auf dem Literaturportal „Arrowsmith“ schreibt Makhno, das Gedicht sei kein polemisches Bekenntnis eines lyrischen Ich, sondern die bewusst provokative Darstellung des kollektiven Unterbewusstseins von Teilen der russischen Intelligenzija („Venetian Lion: On Joseph Brodsky“). Eine ähnliche Interpretation ist in der jüngsten Ausgabe der Zeitschrift „Osteuropa“ zu lesen: Der New Yorker Literaturwissenschaftler Ewgenij Brejdo charakterisiert dort unter dem Titel „Kein Schmähgedicht“ das Werk als Rollendrama). Dass Brodsky, wie aus dem Gedicht ersichtlich, die Poesie von Taras Schewtschenko nicht mochte, obwohl der wie er selbst ein Opfer des Imperiums war, gesteht Makhno ihm zu. Der Ukrainer unterschlägt nicht, dass Brodsky in Debatten mit Milan Kundera und Czeslaw Mitosz über Mitteleuropa mangelnde Sensibilität und ein anderes Geschichtsverständnis offenbarte. Doch er betont, für Brodsky, der in Imperien – in Russland und den USA – lebte und sich mit deren Schicksal identifizierte, sei deren Kulturerbe entscheidend gewesen.

Der in Bukarest lebende Norris von Schirach, der in den Neunzigerjahren im russischen Rohstoffsektor tätig war und daraus den Roman „Blasse Helden“ ge-

macht hat, versicherte, Moskau habe schon früh, unter Boris Jelzin, daran gearbeitet, sich das Imperium zurückzuholen. Schirach las eine Romanpassage, die in der ukrainischen Schwarzmeerhafenstadt Mykolajiw spielt, wo sein Held einige Tage mit einem russischen Geheimdienstler verbringt, der mit ihm als Strohmann den Hafen kaufen will. Die Szene beruhe auf realen Erfahrungen, versichert der Autor, russische Agenten hätten ihm gesagt, die Ukraine sei „unser“ (nascha), Russland habe Geld und Zeit, früher oder später werde man alles „Unsrige“ zurückgewinnen. Der Chauvinismus dieser Leute sei gigantisch, so Schirach, sie verachteten die Ukrainer und noch mehr die Zentralasien. Umso mehr findet er die deutsche Politik, die nicht kapiere, dass Russland nicht geliebt, sondern gefürchtet werden will – und wo viele darauf warteten, wieder mit Putin Geschäfte machen zu können –, zum Fremdschämen.

Mit umso größerer Sorge konstatiert der französische Autor Olivier Guez das Fehlen eines europäischen Traums. In Europa würden wie nirgends sonst dunkle Seiten der Geschichte aufgearbeitet, Macht und Autoritäten infrage gestellt – das sei eine großartige Errungenschaft. Sie werde aber heute, da andere Länder wie Russland, China oder die Türkei, die Reflexion über eigene Fehler ablehnen, zunehmend aggressiv agieren, zugleich auch gefährlich, mahnte Guez. Russland habe einen – freilich finsternen – Traum, China glaube an sich, der Islam habe eine Vision, und alle diese Länder seien hungrig. In Europa jedoch träume eine Mehrheit von Schweizer Zuständen mit Wohlstand, Reisefreiheit und einer Art mentaler Verrentung.

Was dachten die Modelle?

Im Frankfurter Städel gab es kürzlich achtzehn Arbeiten von Hans Holbein dem Jüngeren zu sehen, in London ist es nun ein Vielfaches: Dort stellt die Queen’s Gallery seine Porträtkunst aus und zeigt den Hofmaler auch noch als Produktgestalter.

Von Gina Thomas, London



Das mutmaßliche Porträt der Königin Anne Boleyn

Foto Royal Collection Trust

in einer Schublade entdeckte, die Zeichnungen herauslösen und aufhängen ließ. Seit dreißig Jahren sind sie nicht mehr in diesem Umfang gezeigt worden. Dass das Porträt Derich Borns den Schlusspunkt der Ausstellung setzt, obwohl es zehn Jahre vor dem Tod von Holbein entstand, wirkt wie eine Beglaubigung von dessen Anspruch auf das Erbe des Apelles.

„Holbein am Hof der Tudors“ nimmt den Geschichtsfaden mehr oder weniger dort auf, wo er in der vor Kurzem im Frankfurter Städel Museum gezeigten Ausstellung „Holbein und die Renaissance im Norden“, die in etwas anderer Form vom 19. März an im Wiener Kunsthistorischen Museum zu sehen sein wird, endete. Bezeichnenderweise beginnt die Londoner Schau mit dem „Noli me tangere“, dem einzigen religiösen Gemälde Holbeins in der königlichen Sammlung. An dieser Begegnung des auferstandenen Jesus mit Maria Magdalena frappt der narrative Charakter, den die subtile Licht- und Farbgebung und der dramatische Durchblick in die goldbeleuchtete Grabhöhle mit zwei darin kauenden Engeln unterstreichen.

Solche Kombination von erzählerischer Sensibilität und technischer Virtuosität zeichnet auch Holbeins Porträtstudien aus. Sie sind weniger förmlich als die danach gemalten Versionen, in denen er die Züge bisweilen schmeichlerisch verfeinerte. Manche Männer, die sich für die Tafelgemälde in ihren feinsten Roben auftakelten, kamen unrasiert oder mit offenem Hemd zu den Vorarbeiten. Einige Modelle wirkten in Gedanken versunken, während Holbein sich darauf konzentrierte, auf seinem zartrosa grundierten Papier Merkmale, Texturen und Statussymbole mit farbiger Kreide, Feder und Aquarell für die spätere malerische Umsetzung einzufangen.

Andere wie etwa der Sohn von Thomas Morus und – wie deren gesenkter Blick suggeriert – womöglich auch Anna Boleyn und Mary Fitzroy, die Frau des unehelichen Sohnes Heinrichs VIII., vertrieben sich die Zeit des Modellsitzens mit Lesen. Beim greisen Vater von Thomas Morus ist die Iris altersgetrübt. Mitunter wecken die regen, weiß gehöhten Augen, deren Farbe mit Aquarell angelegt wurde, die Vorstellung eines animierten Gesprächs zwischen Künstler und Modell. Die Individualität der Figuren im heiklen höfischen Personalkarussell einer Welt im Umbruch erstaut immer aufs Neue. Holbein gibt die Tudor-Elite derart lebendig wieder, dass es beinahe filmisch wirkt.

Umso auffälliger ist es, wie wenig die Dokumente über seine eigene Person aussagen. Hier und da verraten „denglische“ Anmerkungen auf seinen Zeichnungen, dass Holbein sich mit der Sprache seines Gastlandes schwertat. Mal verwendete er für Samt das englische „felbet“ (Velvet), mal das deutsche „samet“; mal notierte er „black“ und mal „schwarz“, und dann mischte er die Sprachen.

Wie Holbein persönlich zu den politisch-religiösen Auseinandersetzungen am englischen Hof stand, gibt seine Kunst nicht preis. Hilary Mantel zeichnet den Maler in ihrer Romantrilogie über den Machtpolitiker Thomas Cromwell als Pragmatiker, der nicht mehr verlangte, „als gute Arbeiten zu machen und dafür bezahlt zu werden“, ohne dass seine Bemühungen „von irgendeinem Sektierer mit einem Eimer Tünche zunichte gemacht werden“. Diese Taktik hat sich für ihn ausgezahlt. Und für uns.

Holbein at the Tudor Court. In der Queen’s Gallery, London; bis zum 14. April. Der Katalog kostet 24,95 Pfund.



Schändlich

Von Stefan Trinks

Die einseitigen Bezeichnungen Israels haben mit dem Aufruf, dem Land seinen seit vielen Jahren sehenswert bespielten Pavillon auf der Biennale di Venezia zu entziehen, eine neue Eskalationsstufe erreicht. Ein „Bündnis Kunst statt Völkermord“ (Art Not Genocide Alliance) wirft im Netz den altbekannten Schmutz auf alle Israelis, sie dürften als Angehörige eines „Apartheid“ und „Genozid“ ausübenden Staates auf der Weltkunstschau in Venedig nicht vertreten sein, weil das hieße, „dessen Politik und den Völkermord in Gaza“ zu unterstützen. Nach Angaben der Aktivisten haben mittlerweile mehr als 12.000 „Kunst- und Kulturschaffende“ die Petition unterzeichnet, was angesichts von ebenfalls signierenden „Kraftwagenfahrern“ – es kann hinter dem Namen ein Berufsstand angegeben werden – und ehemaligen griechischen Finanzministern (der passionierte Krakeeler und Polemiker Gian-nis Varoufakis gehört zu den Erstunterzeichnern) eine mindestens unscharfe Definition von Kultur voraussetzt. Nun hat sich, für viele wahrscheinlich kontraintuitiv, der oberste Verantwortliche der Biennale und Kulturminister der rechten italienischen Regierung, Gennaro Sangiuliano, in seltener Eindeutigkeit geäußert und den Aufruf scharf verurteilt: Er sei „inakzeptabel“ und „schändlich“. Der Kulturminister weist die Forderung des Hetzbündnisses aber nicht lediglich zurück. Israel habe Sangiuliano zufolge „nicht nur das Recht, seine Kunst auszudrücken, sondern auch die Pflicht, seinem eigenen Volk Zeugnis abzulegen, zu einem Zeitpunkt, an dem es von skrupellosen Terroristen aus heiterem Himmel schwer getroffen“ worden sei. Er werde verteidigen, dass die Biennale „ein Raum der Freiheit und des Dialogs“ bleibe, nicht aber „von Zensur und Intoleranz“. Solche ohne Zögern und ohne Zweideutigkeiten formulierten Worte hätte man sich von Sangiulianos deutschem Pendant Claudia Roth zur Documenta oder Berlinalde gewünscht. Noch nach Bekanntwerden des ersten Antisemitismusskandals auf der Kasseler Weltkunstschau war da die Rede von „spezifisch deutschen Fragen“; es gelte, auch „entlegene Sichtweisen des globalen Südens“ nachzuvollziehen. Nein, das muss man nicht – Antisemitismus ist, siehe oben, ein internationales Problem. Gerade weil Roth nicht voll verantwortlich für die Documenta ist wie ihr italienischer Amtskollege für die Biennale, hätte sie umso freier und breiter den 2022 sich formierenden Anfängen eines neuen Antisemitismus wehren können.

Die Leipziger Nominierten

Ein Buch aus der Liste der fünfzehn für die Preise der Leipziger Buchmesse nominierten Titel dürfte den meisten bekannt sein: „Eigentum“ von Wolf Haas (erschienen bei Hanser). In der Belletristik konkurriert es mit Anke Feuchtenbergers Comic „Genossin Kuckuck“ (Reprodukt) sowie den Romanen „Auf den Gleisen“ von Inga Machel (Rowohlt) und „Gewässer im Ziplock“ von Dana Voynickel (Suhrkamp). Komplettiert wird die Fünferliste dieser Kategorie durch Barbi Markovićs Miniaturenprosa „Minihorror“ (Residenz).

Als Sachbücher sind Jens Beckerts „Verkaufte Zukunft“ (Suhrkamp), „Gegen Frauenhass“ von Christina Clemm (Hanser Berlin), Christina Morinas „Tausend Aufbrüche“ (Siedler) und Tom Holerts „ca. 1972: Gewalt – Identität – Methode“ (Spector Books) nominiert. Dazu kommt als Exot das von Christiane Collorio, Ines Geipel, Ulrich Herbert, Michael Krüger und Hans Sarkowicz zusammengestellte Hörbuch „Jahrhundertstimmen 1945–2000“ (Hörverlag). Bei den Übersetzungen wetteifern miteinander Ki-Hyang Lee für Bora Chungs Roman „Der Fluss des Hosen“ (CulturBooks), Clara Detlef Olaf für „18 Kilometer bis Ljubljana“ von Goran Vojnović (Folio), Lisa Palmes für Joanna Bators „Bitternis“ (Suhrkamp), Jennie Seitz für Katerina Gordeevas „Nimm meinen Schmerz“ (Droemer) und Ron Winkler für Lawrence Ferlinghettis Lyrikband „Angefangen mit San Francisco“ (Schöffling & Co). Die Gewinner werden am 23. März auf der Buchmesse bekannt gegeben. apl